

"Es ist keineswegs erfunden" und "Wenn es nicht wahr ist..."

Autor(en): **Mildenberger, Wolfgang Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **38 (1982)**

Heft 6

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421358>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Es ist keineswegs erfunden“ und „Wenn es nicht wahr ist ...“

Non è trovato

Wenn ich, waschechter Alemanne zwar, aber jenseits der eidgenössischen Grenzpfähle geboren, mehr und mehr die Schweiz als meine wirkliche Heimat ansehe, dasjenige Land, in dem ich seit einem Vierteljahrhundert lebe, so ist dies im wesentlichen der Tätigkeit dreier Körperschaften zu verdanken: dem Deutschschweizerischen Sprachverein, dessen mutige, oft wider den Stachel des Zeit(un)geistes löckende Haltung mich erfreut, dem Literarischen Club Zürich, als dessen Präsident ich, der Ausländer, sechs Jahre lang walten durfte, und einer Gesellschaft, die das geistige und materielle Erbe des 1884 in Winterthur geborenen, 1948 im Wallis verstorbenen Dichters Max Geilinger in Ehren hält.

Von dieser Max-Geilinger-Stiftung muß ich zunächst einmal sprechen, denn sie hat zustande gebracht, daß ich auf einem bestimmten Gebiet nicht länger ‚cocksure‘ bin, sondern mich ‚quite abashed‘ fühle. Der „Sprachspiegel“, Vorkämpfer gegen die Cocacolonisierung unserer Sprache, möge mir diese englischen Wörter durchgehen lassen. Ich werde sie gleich erläutern. Jedenfalls haben sie etwas mit meinem Thema zu tun, verschreibt sich die genannte Stiftung doch der Förderung schweizerisch-angelsächsischer Beziehungen (Max Geilingers Ehefrau Frances war Engländerin) und verleiht alle drei bis vier Jahre einen Preis an Persönlichkeiten, die sich um eben diese Beziehungen verdient gemacht haben.

Am vorletzten Oktobertag 1982 füllte sich der Festsaal des Zürcher Zofingerhauses am Vorderberg wieder einmal mit geladenen Gästen: es war Preisverteilungstag, und man hatte Grund, dafür dankbar zu sein, daß Inhaber akademischer Lehrstühle keinen Pfeifton von sich geben; andernfalls hätten die Bewohner des Stadtteils Fluntern nämlich gewähnt, am Zürichberg finde eine Luftschutzübung statt. Ich darf diesen leichten Ton anschlagen, denn die Herren Koryphäen taten es in ihren ganz unprofessoralen Ansprachen auch. Sie werden mir im übrigen verzeihen, wenn ich im folgenden ihre Titel weglasse. Hans Wysling, Martin Usteri, Hans Ulrich Rübel und die leider erkrankte Verena Bodmer-Geßner bilden den Stiftungsrat; Stefan Sonderegger hielt eine überaus schwungvolle Laudatio und beschloß sie in witzig-anheimelnder Weise mit ein paar Versen in Appenzeller Mundart. Und jetzt kommt's: am Morgen des 30.

Oktober war ich noch ‚cocksure‘ — todsicher — und hätte eine Wette in beliebiger Höhe abgeschlossen, daß ich dank einigermaßen geschultem Hörorgan jedem deutschsprechenden Ausländer aufgrund seiner Ausdrucksweise, seiner Wortwahl, seiner Sprachmelodie das Land seiner Herkunft auf den Kopf zusagen könne. Seitdem ich aber den diesjährigen Preisträger, den Princeton-Professor William G. Moulton, sowohl in hochsprachlicher Lautung (in seiner Dankadresse) wie in schweizerdeutscher Mundart (beim zwanglosen Aperitif) habe sprechen hören, bin ich ‚quite abashed‘ — ganz kleinlaut — und zudem froh, daß ich besagte Wette nicht eingegangen bin. Dieser Angehörige eines Volkes, von dem es heißt, es sei das sprachlich unbegabteste des Erdkreises („Wie nennt man den, der drei Sprachen beherrscht? — Dreisprachig. — Zwei Sprachen? — Zweisprachig. — Eine einzige, und die noch schlecht? — Amerikaner.“), stellt alle herkömmlichen Klischees auf den Kopf, auch dasjenige, ein Nichtschweizer würde ohnehin die Mundart nicht erlernen. Professor Moulton ist Fachmann für eine ganze Reihe alemannischer Dialekte. Da ich das Ganze für nahezu unglaublich hielt, klammerte ich mich an jenem Morgen noch an die vage Hoffnung, daß man zwar Moulton heißen, aber eine Elisabeth Schulze oder Vreni Stämpfli zur Mutter haben kann. Nichts davon: dieser Tausendsassa hat sich, wie er mir sagte, Deutsch erst in der Schule und Schweizerdeutsch als schon Erwachsener aufgrund seiner wissenschaftlichen Tätigkeit unter der Anleitung des unvergessenen Rudolf Hotzenköcherle angeeignet. In der Tat: bei Herrn Moulton ist man versucht, in Abwandlung einer Frage Napoleons III. an den Fürsten Metternich (Richard, nicht Klemens-Lothar), der als Ausländer alle Autochthonen des Hofes, durch seine Kenntnis der Verwickeltheiten französischer Rechtschreibung ausgestochen hatte, zu fragen: „Professor, when are you going to teach us our mother-tongue?“

Nun, man wird mir entgegenhalten, William G. Moulton sei ein Sonderfall, ein sprachliches Phänomen, und daher nicht zur Stützung jenes Anliegens heranzuziehen, das uns allen im Sprachverein am Herzen liegt. Wir wehren uns doch gegen die Überbetonung der Mundart auf Kosten der Hochsprache und sehen in der immer wieder zu hörenden Behauptung, für den alemannischen Schweizer sei Deutsch eine Fremdsprache, ein geistiges Armutszeugnis. Wir wollen keine Gegnerschaft zwischen Mundart und Hochsprache, sondern ein Hand-in-Hand zwischen zwei Ausdrucksformen, die wir beide lieben. Denjenigen, welche die Mundart in immer weitere Bereiche vordringen lassen, die ihr früher verschlossen waren, denjenigen, die im Grund ihres Herzens bedauern, daß ‚Schweizerdeutsch‘ sich

nicht als eigenständige Schriftsprache etabliert hat, möchte ich an dieser Stelle nur eine einzige Überlegung entgegenhalten: Gäbe es ‚Schweizerisch‘ als Schriftsprache, wäre in die Eidgenossenschaft ein Spaltpilz eingepflanzt, der sie als Staatswesen sehr wohl von innen heraus unterhöhlen könnte. Denn dann zerfiele die Bewohnerschaft doch in ‚Schweizer‘, jene der Staatssprache verpflichtete Mehrheit also, und in ‚Nichtschweizer‘ französischer, italienischer und romanischer Zunge. Im günstigsten Fall ergäben sich belgische Zustände mit ähnlichen Frontstellungen wie zwischen Flamen und Wallonen. Ein wahrhaft erstrebenswertes Ziel, nicht wahr?

Jetzt höre ich natürlich einen Einwand, der so lautet: „Sie als Zugereister können doch überhaupt nicht mitreden. Wie kommen Sie dazu, sich in unsere Angelegenheit zu mischen? Wer die Hochsprache schon mit der Muttermilch eingesogen hat, weiß doch nichts von unseren sprachlichen Schwierigkeiten.“

Meine Antwort: Ich habe nicht. — Was? — Eingesogen. — Keine Muttermilch? — Doch, aber keine Hochsprache als Beimengung. Ich sehe schon, ich muß doch noch schnell die Geschichte von Mutters ‚Blaumen‘ erzählen.

Wir Alemannen außerhalb der Schweizer Staatsgrenze lieben nämlich unsere Mundart ebenso herzlich, wie es die Eidgenossen tun. Ich bin in einem Schwarzwalddorf aufgewachsen. Sowohl meine Spielkameraden wie die wichtigste Begleiterin meiner Kindheit sprachen unverfälschtes Alemannisch. Diese ‚Bezugsperson‘, wie man heute ja wohl sagt, war unser Hausfaktotum Elis aus Ühlingen unweit von Waldshut am Oberrhein (sie ist, wenn ich das erwähnen darf, die einzige wirklich dem Leben abgelauschte Gestalt meines Romans ‚Drei Fetzen blauer Himmel‘). Zeit ihres Lebens hatte sie größte Mühe mit der Schriftsprache, und wer ‚gewesen‘ statt ‚gsi‘ sagte, war für sie kaum mehr als ein ‚Usländer‘. Nun, als Drei- oder Vierjähriger wußte ich noch nichts von der berühmten Diphthongierung, die beim Übergang vom Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche aufkam, vom Alemannischen aber nicht mitvollzogen wurde. Wohl aber wußte ich, daß ich von meiner Mutter verbessert wurde (denn das ist der Unterschied zur Schweiz: die Hochsprache wird in meiner Heimat der Mundart nicht untergeordnet), wenn ich ‚riich‘ statt ‚reich‘, ‚hüüle‘ statt ‚heulen‘, ‚Pfluume‘ statt ‚Pflaumen‘ sagte. Und so kam es denn, daß ich meiner Mutter eines Tages ein Sträußlein auf der Wiese gepflückter ‚Blaumen‘ überreichte: mit einem Denkfehler, wie er einem Dreikäsehoch eben unterlaufen kann, hatte ich das schriftdeutsche Wort ‚Blumen‘ für ein mundartliches gehalten und nach dem Vorbild der ‚Pfluume‘ kurzerhand diphthongiert.

Se non è vero...

Die russische Zeitschrift „Sowjetskaja Rossija“ hat es berichtet, der bundesdeutsche „Tagesspiegel“ hat es groß herausgestellt: im sibirischen Irkutsk mußte ‚Sprachen-Weltmeister‘ Jewgeni Tschernewski vor einem ihm unbekanntem und sehr ‚exotisch‘ vorkommenden Idiom die Segel streichen. Wären die beiden Herren am Nebentisch im Restaurant am Baikalsee nicht eindeutig weißer Hautfarbe gewesen, so hätte Gospodin Tschernewski, der von sich behauptet, er beherrsche 38 Sprachen, nach eigener Aussage angenommen, er lausche einer selbst ihm unbekanntem asiatischen oder afrikanischen Sprache. Von Neugier getrieben, sei er an den Tisch der beiden Fremden gegangen und habe sie gefragt, in welcher Sprache des Erdenrunds sie sich da unterhielten. Originalton Tschernewski: „Zu meiner großen Verwunderung sagten sie, daß sie Geschäftsleute aus der Schweiz seien und ihren heimischen Dialekt sprächen.“ Noch verwunderter — und da setzen jetzt meine Zweifel ein, die mich zu der Überschrift „Se non è vero“ veranlassen — war Meister Tschernewski, als ihm die Schweizer erläuterten, ihre ‚Sprache‘ sei eine Abwandlung des Deutschen. „Aber Deutsch war doch die erste Fremdsprache, die ich erlernt habe!“ rief das Sprachgenie baß erstaunt aus.

Na ja, sage ich dazu, denn wenn das Sprachgenie — es kann nach Angaben der russischen Zeitung einen Vortrag simultan in die acht Weltsprachen übersetzen — ganz genau hingehört hätte, so wären ihm doch wohl nicht wenige Wörter aufgefallen (‚Wort‘ und seine Mehrzahl ‚Wörter‘ gehören selbst dazu), die auch im Schweizerdeutschen nicht anders lauten als in der ihm angeblich so geläufigen deutschen Hochsprache. Na ja, sage ich zusätzlich zum Anschlußkommentar des „Tagesspiegels“. Der weiß nämlich zu berichten, schon 1970 habe der Schweizer Botschafter in Bukarest seinen Landsleuten empfohlen, zum Schutz gegen Abhöraktionen im Hotelzimmer Schweizerdeutsch zu sprechen. Für alle anderen Sprachen seien Spezialisten vorhanden, die Auswertung von ‚Schwyzerdüütsch‘ (so die Schreibweise des „Tagesspiegels“) sei jedoch so umständlich, daß sie „nach Erkenntnissen von Insidern selten oder nie“ erfolge. Womit ich — und einige Hunderttausend nichtschweizerischer Alemannen könnten es auch — lauschbeflissenen Rumänen oder anderen Horchspionen meine Dienste anbiete. Wenn sie mir einen entsprechend wohl-dotierten und in Westwährung zu bezahlenden Posten — ‚Job‘ auf neudeutsch — anbieten, entzurre ich ihnen alle in noch so exotischem ‚Schwyzerdüütsch‘ gehaltenen Hotelzimmergespräche...

Dem frustrierten Sprachen-Weltmeister Tschernewski aber gebe ich den Rat, dem Princeton-Professor William G. Moulton nachzueifern und als 39. ‚Sprache‘ noch Schweizerdeutsch zu lernen. Falls er es ablehnt, sich einen Amerikaner zum Vorbild zu nehmen, verweise ich ihn auf das Beispiel seines Landmannes Leo Tolstoi. Der hat nämlich eigens Alemannisch gelernt, um die Gedichte Johann Peter Hebels verstehen zu können. Diese vor fast 200 Jahren geschriebenen Juwelen der Mundartdichtung („Nai, lueget doch das Schpinnli aa, wie’s zarti Fäde zwirne cha! Bas Gvatter, mainsch, chasch’s au ne so? De wirsch mer’s, traui, bliibe lo!“) verlieren ihren Reiz völlig, wenn man versucht, sie in die Hochsprache zu übertragen. Man muß also schon ‚Schweizerdeutsch‘ können, um sie in ihrem Saft, in ihrer Kraft ausschöpfen zu können. Nebenbei bemerkt: Hebel, nur deshalb in Basel geboren, weil seine Mutter dort als Dienstmagd in Stellung war, hatte keinen Schweizer Paß. Als Wiesentäler („Feldbergs liebliigi Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche!“) war er ein Landsmann von mir, ein südbadischer Alemanne. Und ich gestehe frei, daß mich diese Landsmannschaft mit Stolz und Freude erfüllt...

Wolfgang Ernst Mildenerger

„Mit Effizienz konfrontiert“

Gewiß könnte man das fremde Dingwort auch zwischen Anführungszeichen setzen — das ergäbe ebenfalls einen vernünftigen Sinn. Aber lassen wir die Überschrift so, wie sie ist; wir werden ja täglich mit ‚Effizienz‘, das heißt kräftig und wirkungsvoll, mit den verschiedensten Fragen, Problemen, Aufgaben, Forderungen ‚konfrontiert‘. Konfrontation und konfrontieren gehören unstreitig zu den meistgebrauchten „deutschen“ Wörtern der Gegenwart. Kaum einer kommt ohne sie aus. Sollten Sie, lieber Leser, liebe Leserin, von Zeit zu Zeit versuchen, dem Zauberkreis dieses allgegenwärtigen Begriffspaares zu entrinnen, so sind Sie ein weißer Rabe!

Dabei ließen sich die beiden Modewörter ohne weiteres durch andere, bessere ersetzen. „Wir sehen uns einer Forderung gegenüber“ wäre bestimmt nicht weniger deutlich als „Wir werden mit einer Forderung konfrontiert“. Auch dies wäre denkbar: Ich stehe vor einer bestimmten (schweren, anspruchsvollen...) Aufgabe; ich habe mich mit einem schwierigen Problem auseinanderzusetzen; ich muß mich zwischen zwei Möglichkeiten entschei-